

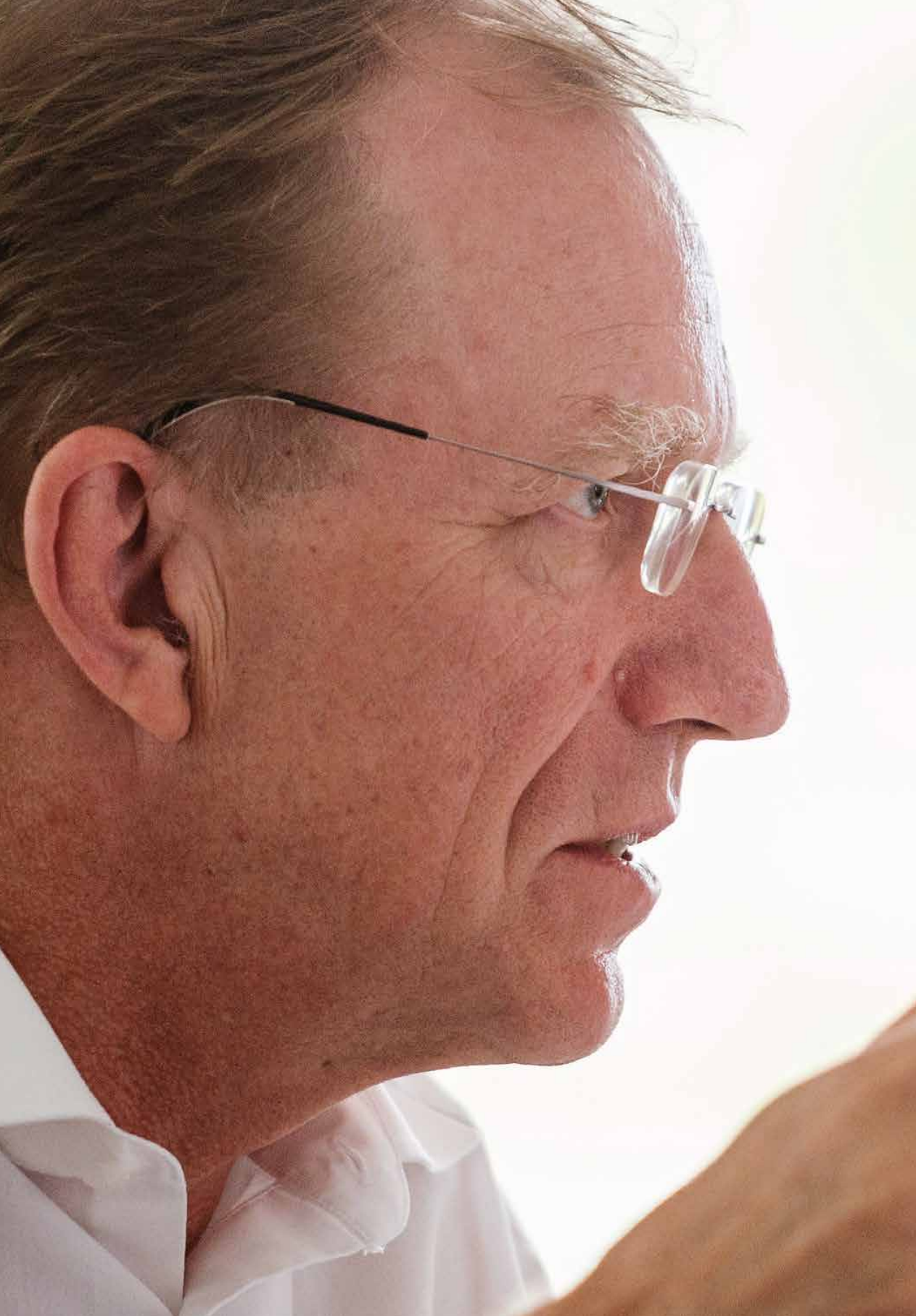


EIN GUTES JAHR MEHR FÜR JEDEN BÜRGER

Joachim Fischer

Auszug aus dem Jahresbericht
2016 / 2017 des Marsilius-Kollegs





EIN GUTES JAHR MEHR FÜR JEDEN BÜRGER

Überfliegt man noch ungezähmte, wenig vom Menschen berührte Landschaften, erscheinen Flussläufe als verflochtene Bänder, die sich aneinander schlängeln, sich verbinden, sich wieder lösen. Der virtuelle Fluss, über den ich in diesem Bericht schreibe, entsteht aus den vielen Wissenstropfen, die sich aus der Forschung und aus unterschiedlichen Disziplinen zu einem Strom der interdisziplinären Erkenntnis zusammenfinden. Forschung darüber, wie die Gesundheit der Bevölkerung voran gebracht werden kann. Mein Bericht folgt einigen der Wasserläufe auf dem Weg von der Wissenschaft in die Ebene der praktischen Umsetzung: den Erzählsträngen über die Geschichte des Projekts „Ein gutes Jahr mehr für jeden Bürger“, über die Folgen des Marsilius-Kollegs für das Projekt und über offene Fragen. Die Geschichte des Projekts beginnt mit der großen Diskrepanz zwischen Wissen über Risiken für die Gesundheit und dem beobachtbaren gelebten Verhalten. So wissen wir seit mehr als einem halben Jahrhundert, dass Zigaretten rauchen das Risiko von Lungenkrebs und Herzinfarkt erhöht. Aber noch immer raucht ein Fünftel der Bevölkerung. Wir wissen, dass belastende und ungünstige Arbeitsbedingungen die Wahrscheinlichkeit erhöhen, früher aus dem Erwerbsleben auszusteigen, etwa über krankheitsbedingte Frühverrentung wegen psychischen Erkrankungen. Aber wir ändern wenig daran, wie wir mit Menschen bei der Arbeit umgehen. Wir wissen, dass sich die Menschen zu wenig bewegen. Die Folgen für die Entwicklung zeigen sich bereits im Kindesalter und Bewegungsarmut erhöht das Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Demenz. Nur 20 Minuten Fußweg pro Tag könnte bereits das Risiko für Diabetes um 30% senken. Aber wir nehmen doch lieber die Rolltreppe oder den Aufzug und schauen anderen beim Sport zu.

Offenbar gelingt es zu selten, unsere Erkenntnis aus der Forschung in gelebtes Tun zu übersetzen. Denn was wäre, wenn die Mehrheit der Raucher mit dem Rauchen

aufhören könnte? Was wäre, reduzierten Erwachsene den häufigen und riskanten Alkoholkonsum auf ein verträgliches Maß? Was wäre, gelänge es, die sozialen Unterschiede bei Schulkindern zu verringern, sodass wirklich alle eine vergleichbare Chance auf einen passenden Schulabschluss haben? Was wäre, wenn sich die vorwiegend Sesshaften mehr bewegten? Was wäre, wenn Menschen bei der Arbeit mehr Freude und Sinnhaftigkeit erleben? Was wäre, wenn es gelänge, die Einsamkeit bei alten Menschen zu lindern? Was wäre, wenn bessere Gesundheitschancen bereits in der Schwangerschaft begännen?

Szenenwechsel: Oktober 2016. Jale Tosun, Politikwissenschaftlerin im Kolleg und ich sitzen in einem Besprechungsraum des Rathauses in Gaggenau. Vor uns die Fraktionsmitglieder einer Partei aus dem Gemeinderat. Im Sommer hatte ich mit dem Erzählen vom Gesundheitsprogramm in Nord-Karelien in Finnland und von den Erfolgen des familienpolitischen Gesamtkonzept der Gemeinde Michelfeld bei Schwäbisch-Hall (siehe Essay im gleichen Band, S.37) im Gemeinderat heftigen Widerstand ausgelöst. Man werde sich nicht von Wissenschaftlern vorschreiben lassen, was für Kinder gut sei. Man würde kein Geld für ein Konzept versprechen, für das noch nicht einmal ein klarer Umsetzungsplan vorliege.

Jale Tosun hatte mit mir in den Wochen zwischen der kommunalpolitischen Abfuhr und dem heutigen Fraktionstreffen die Wirkmechanismen kommunaler Politikgestaltung in Bezug auf das Gesundheitsprojekt durchleuchtet. Fragen nach kommunaler Politikfindung, die sich ein Mediziner normalerweise nicht stellt. Denn wir Mediziner gehen davon aus, was für die Gesundheit grundsätzlich gut ist, sollte doch auch Kommunalpolitikern einleuchten und wohlfeil sein. Als Tandem von Public Health Forscher und Politikwissenschaftlerin gelang es uns, den Verdacht der Bevormundung zu entkräften, und unser Konzept einer partizipatorischen kommunalen Strategieentwicklung für mehr Gesundheit in normalem Deutsch zu erklären. Am Ende des Abends stand die Fraktion hinter dem Vorhaben „ein gutes Jahr mehr für jeden Bürger“.

Worum es geht bei dem „guten Jahr mehr“ als Projekt und als Forschungsaufgabe während des Marsilius-Kollegs? Die Kernidee ist, ähnlich wie in Nord-Karelien in Finnland vor mehr als dreißig Jahren, nicht nur aufzuklären, sondern in einer Kommune dazu beizutragen, dass neues Verhalten zur Alltagsgewohnheit wird. Statt einzelne Bürgerinnen und Bürger etwa im Arztgespräch 1:1 zu beraten geht es um

die Frage, ob sich die real existierenden sozialen Netzwerke in einer Kommune dafür gewinnen lassen und darum, Multiplikatoren von Kindergärtnerinnen, Lehrerinnen und Lehrern, Freiwilligen in Vereinen, Vorgesetzten in den Betrieben, Stadtplanern, bis hin zu Politikern zu beteiligen.

Im Spätsommer 2015 hatte ich mich für das Kolleg mit der offenen Forschungsfrage beworben, wie etwa ein ökonomisches Modell auszusehen habe, das den Erfolg in einandergreifender Maßnahmen in einer Kommune, die möglicherweise gleichzeitig in Kindergarten, Schule und Betrieben stattfinden, messbar und bewertbar machen könnte. Ich bewarb mich mit der Fragestellung, wie es gelingen könnte, eine komplexe Intervention in den Lebenswelten einzusteuern und gleichzeitig alle Lebensbereiche von Kindheit bis Alter mit einzuschließen.

Klar war, dass für ein solches Vorhaben die klassische medizinische Vorgehensweise der Erkenntnisfindung nicht infrage kam, die randomisierte kontrollierte Studie. Dazu hätten wir etwa 30 Kommunen finden müssen. 15 Kommunen hätten über 8-10 Jahre die wirksamen Maßnahmen erhalten, 15 Kommunen eine wirkungslose Scheinintervention – aber im Glauben auch sie würde etwas Sinnvolles für die Bürger tun. Nicht nur, dass ein solches Design nicht umsetzbar ist. Wir wussten ja noch nicht einmal, wie wir den Erfolg aus Nord-Karelien nach Deutschland übersetzen könnten.

Ich erhoffte mir vom Marsilius-Kolleg aus der Diskussion mit Ökonomen, Rechtswissenschaftlern, Politikwissenschaftlern und anderen Gesundheitsforschern Klarheit über die zu wählende Vorgehensweise. Klarheit etwa auch über ethische Fragen nach dem Austarieren zwischen Respekt vor der individuellen Entscheidungsfreiheit jedes Einzelnen, etwa für oder gegen das Rauchen, aber der Verantwortung als Kommunalpolitiker oder Arbeitgeber, möglichst gesunde Bedingungen zu schaffen – etwa durch Aussprechen eines Rauchverbots auf dem Betriebsgelände.

Schon bei der Vorstellungsrunde am ersten Kollegtag dämmert mir, dass ich mich hier auf ein höchst herausforderndes intellektuelles Abenteuer eingelassen hatte, das sicher keine raschen Antworten, wahrscheinlich aber noch mehr Fragen aufwerfen würde. Für mindestens ein Drittel der vorgestellten Forschungsthemen fehlte mir ohnehin die innere Repräsentanz und Vorstellungskraft. Ich kam mir vor wie ein Bürger von Timbuktu im vorigen Jahrhundert, dem ein Meeresbiologe etwas das

Antarktisschelf und die Forschungsfragen zur Nahrungskette unter dem Eis erklärt. Manche Begriffe waren mir so fremd, dass ich während der Sitzungen mit Google und Wikipedia meine wissenschaftliche Allgemeinbildung auffrischen musste.

Mit den Wochen wich die Furcht vor der babylonischen wissenschaftlichen Sprachvielfalt. Von Projekt zu Projekt ließen sich gedankliche Verbindungen zum eigenen Vorhaben ziehen, etwa aus den Diskussionen über das Forschungsvorhaben Gesundheit für alle, der Auseinandersetzung über die rechtlichen Fragen der Leihmutterchaft, dem Diskurs über das genetisch manipulative Machbare oder den Forschungsvorhaben zur Stadtentwicklung. Die diskutierten physikalischen Vorhersagemodelle und ihre Visualisierung etwa gaben uns Anregungen für die Entwicklung einer kommunalen Gesundheitsberichterstattung. Die praktische Konsequenz aus der Diskussion im Marsilius-Kolleg über die Deutungsmacht, was denn ein „gutes Jahr“ sei und wer das für wen festlege, führte zurück auf Feld eins der Forschung: Wir befragten ab September 2016 Bürgerinnen und Bürger in Gaggenau, was denn überhaupt für sie ein gutes Jahr mehr ausmache.

Kaum hatte das Semester im Herbst wieder begonnen, brach ein Presse-Tsunami über uns herein. Auf einer halben Seite hatte das Wissenschaftsministerium nüchtern über das geförderte Projekt „Ein gutes Jahr mehr“ in Gaggenau berichtet – gefördert als Verbundprojekt unseres Institutes und unserer Fakultät zusammen mit dem Zentralinstitut für Seelische Gesundheit und Instituten der Universität Tübingen. Die Pressemitteilung erschien an einem Montagmorgen um 7:00 Uhr. Um 7:30 Uhr schrieb Spiegel Online darüber, um 11:00 Uhr klingelte ein Fernseheteam am Institut. Die nächsten 14 Tage stand das Telefon kaum still. Offenbar hatten wir mit dem Titel „eines guten Jahres mehr für jeden Bürger“ etwas getroffen, das die Schlagzeilen wert zu sein schien. Nahezu jede deutschsprachige Tageszeitung, zahlreiche Radiosender und ein Regional-TV berichteten. Interessant war vor allem das Missverständnis, dass etwa ein Drittel der Beiträge das „gute Jahr mehr“ in verlängerte Lebenserwartung übersetzte. So als habe der Professor aus Heidelberg als Geschenk der Wissenschaft den Schlüssel für ein Lebensjahr mehr bereits in der Tasche – als einfach umsetzbare kommunale Handlungsanweisung.

Hier also die dicke Pressemappe und dort etwa die Hälfte des Gemeinderats, die dem Projekt verhalten skeptisch bis sogar ablehnend gegenüberstand. Wer weiß, ob sich diese kommunalpolitische Gewitterfront ohne die Kollegiatin Jale Tosun und ihre Be-



gleitung nach Gaggenau so glimpflich aufgelöst hätte. Nach der eher zähen und arbeitsintensiven qualitativen Auswertung von Interviews mit mehr als 30 Entscheidern und Persönlichkeiten aus Gaggenau veranstalteten wir am 14.12.2016 eine Bürgerwerkstatt im strukturierten Dialog-Format des World-Cafés. Überraschend war für mich, dass für die praktische Umsetzung wie auch für das kommunale Erleben das Format World-Café mit guter Moderation mehr Nutzen erbrachte als die wissenschaftlich korrekte inhaltsanalytische Auswertung nach Meyring. Wissenschaftlich publizieren lässt sich eher Letzteres. Das warf die Frage auf, ob der wissenschaftliche Konsens über adäquate Methode nicht realitätsfern aus Zeiten tradiert ist, in denen Geld und die Zeit der Mitarbeiter noch keine Rolle spielten.

Wo stehen wir nun mit dem Projekt gut vier Monate nach der letzten Sitzung des Kollegs? Das Format der Bürgerwerkstatt mit dem World-Café ist gut angekommen. Die Ergebnisse aus der qualitativen Befragung haben uns gezeigt, dass ein gutes Jahr weit mehr ist als das Umsetzen einfacher Präventionsziele. Dass es vor allem um die

gelebte Lebensqualität und das Miteinander in der Kommune geht. Inzwischen hat sich die Stadt entschieden, das Thema Bewegung und Ernährung in Kindergarten und Schule zu priorisieren. Anders aber als in isolierten Schulprojekten soll das Vorhaben hier strukturell in den Stadtquartieren verankert werden unter Einbezug von Eltern, Vereinen, Kirchen und anderen Mitgestaltern und Mitträgern. Die Stadt wird ein Netzwerk „Gesunde Unternehmen“ gründen, wofür in einer ersten Unternehmenswerkstatt bereits Ziele formuliert wurden.

In diesem Frühjahr, nach Ende des Kollegs, haben wir für ein ganz konkretes Problem aus der Lebenswelt der Arbeit mehrere Forschungs- und Umsetzungsanträge geschrieben. Es geht dabei um das Konzept der präventiven Frühintervention bei drohender psychischer Erkrankung, chronischen Schmerzen oder drohender Arbeitsunfähigkeit wegen Muskel-Skelett-Erkrankungen. Vor wenigen Tagen erhielten wir vom europäischen Konsortium EIT-Health den Förderungsbescheid über 750.000 € für das Jahr 2018. Andere Anträge betreffen etwa die Lebenswelt der älteren Menschen. Hier fokussiert sich die Kommune auf die Frage, wie durch Digitalisierung das unabhängige Leben und die Teilhabe unterstützt werden können. Konkret geht es um die Ausstattung von mehr als 100 Wohnungen in Gaggenau mit dem System PAUL, das über Bewegungssensoren in den Wohnungen verknüpft mit intelligenten, selbstlernenden Algorithmen Gefahrensituationen erkennt und zusätzlich Kommunikation und Teilhabe unterstützt.

Was ist der wichtigste Gewinn aus dem Marsilius-Kolleg für das Projekt, für die eigene Forschung und die eigene Weiterentwicklung? Die offenen Fragen sind mehr geworden und neue inhaltliche Dimensionen sind dazugekommen. Heute komme ich mir vor wie der Sucher in einer Schatzkammer universitärer Möglichkeiten, der bisher nur hinter wenigen Türen der Kammer nachgeschaut hat. Das Kolleg hat andere Türen geöffnet und mich kurz dahinter blicken lassen. Durch das Kolleg habe ich Hüter der Schätze hinter diesen Türen universitären Wissens kennengelernt, die mir die jeweilige Welt eröffnen oder zugänglich machen können. Mit denen es Freude macht, gemeinsam darüber nachdenken, wie es gelingen kann, mit dem Wasser aus dem Strom der Erkenntnis über die Gesundheit auf dem Boden der Praxis gute Bedingungen für die Früchte eines guten Lebensjahrs mehr zu schaffen. Als eine der Konsequenzen arbeiten wir mit ehemaligen, aktuellen und zukünftigen Kollegiatinnen und Kollegiaten gerade an einem Verbundantrag mit dem Titel: „From Evidence to Population and Policy Impact“.